

**Zeitschrift:** Jahrbuch für Solothurnische Geschichte  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Solothurn  
**Band:** 10 (1937)

**Artikel:** Miscellen : Ein Briefwechsel zwischen Jeremias Gotthelf und Alfred Hartmann aus dem Jahr 1851  
**Autor:** Aeberhardt, Werner E.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-322697>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Miscellen.

### Ein Briefwechsel zwischen Jeremias Gotthelf und Alfred Hartmann aus dem Jahre 1851.

Im letztjährigen „Jahrbuch für Solothurnische Geschichte“ veröffentlichte Dr. Leo Altermatt „Briefe des Verlages Jent & Gassmann in Solothurn an Jeremias Gotthelf in Lützelflüh<sup>1)</sup>“. Gleichsam als Pendant und als Ergänzung zu obiger Veröffentlichung kann hier ein weiterer Briefverkehr zwischen Lützelflüh und Solothurn bekannt gegeben werden. Es handelt sich in den drei nachfolgenden Briefen<sup>2)</sup> um einen zwar nicht gerade herzerquickenden Gedankenaustausch zweier Zeitgenossen, die ein Jahrzehnt hindurch Freunde gewesen waren.

Der Verfasser dieser Mitteilung hat in einer längern Abhandlung, die ein Sonntagsblatt des „Bund“ beinahe ganz ausfüllte, die Beziehungen Gotthelfs zu Hartmann eingehend gewürdigt<sup>3)</sup>. Er konnte darin nachweisen, dass Alfred Hartmann dem grossen Lützelflüher uneigen-nützig treffliche Dienste geleistet hatte, die Gotthelf nicht so schnell hätte vergessen sollen!

Verstimmt über Gotthelfs Unkorrektheit gegenüber der Solothurner Verlagsfirma, und durch Franz Lud. Jent, der das gastfreundliche Pfarrhaus von Lützelflüh gelegentlich besuchte, über Gotthelfs Häuslichkeit und Lebensweise unterrichtet, kam Alfred Hartmann in einer längern „Korrespondenz aus der Westschweiz“ im „Morgenblatt für gebildete Leser“<sup>4)</sup> (Stuttgart und Tübingen, Verlag von J. G. Cotta) auch auf Gotthelf zu sprechen. Nach einer sehr anerkennenden Besprechung von Gotthelfs Neuerscheinung „Das Erdbeeri Mareili“ fährt Hartmann, ein geistreicher Feuilletonist, fort:

<sup>1)</sup> Einige Ergänzungen zur verdienstlichen Arbeit von Dr. Altermatt siehe: W. E. Aeberhardt „Jeremias Gotthelf und seine Solothurner Verleger“, Sonntagsblatt der Sol. Zeitung, Nr. 2, 1937.

<sup>2)</sup> Im Besitze von Herrn alt-Landammann Dr. S. Hartmann.

<sup>3)</sup> „Der kleine Bund“ (Bern) Nr. 8, 1937.

<sup>4)</sup> Nummern 97—104 (23. April bis 1. Mai 1851).

„Jeremias Gotthelfs Name ist auch bei Ihnen so bekannt, seine Schriften werden in Deutschland so häufig gelesen, dass es den Lesern vielleicht nicht unangenehm ist, im Vorbeigehen einen kurzen Besuch bei dem berühmten Pfarrherrn von Lützelflüh zu machen. Lützelflüh gehört zu den schönen und reichen Dörfern des Emmentals. Bescheiden steht das Pfarrhaus zwischen den stattlichen Bauernhäusern, in deren blanken Fensterscheiben die Sonne glitzert. Treten wir durch die etwas finstere, rauchgeschwärzte Hausflur ein. Wir erwarten den Herrn Pfarrer im Empfangszimmer; da geht die Türe auf und vor uns tritt ein sehr wohlgenährtes Männchen mit äusserst blühender Gesichtsfarbe, von dessen Gesichtszügen keiner besonders bedeutend ist, mit Ausnahme der hohen, schön gewölbten Stirn, und hebt grüssend das schwarze Samtkäppchen. „Mini Herre, was weit er führige?“ redet er zum Willkomm seine Gäste an. „Ich weiss ja schon“, fügt er verbessernd sogleich bei, „Sie lieben den Neuchateller, Sie den Burgunder, Sie ziehen Arbois vor“. „Sikki“, so ruft er seinem Töchterchen Sophie, „geh mal schnell in den Keller. Doch nein! Lässt man einmal das Weibsvolk hinunter, so ist gleich alles drunter und drüber. Ich geh lieber selber“. Und bald kehrt er wieder zurück, in jeder Hand einen auserlesenen Strauss von Flaschen haltend. Denn unseres Jeremias Gotthelfs Keller ist äusserst wohl versehen und setzt den gastfreien Pfarrherrn in Stand, fast wie Mephisto in Auerbachs Keller, jeden nach seinem besondern Geschmack zu bedienen. Wir müssen trinken; es wäre unhöflich, dem guten Weine nicht Ehre zu erweisen. Wie ein Sperber schaut unser Wirt nach jedem leeren Glas, um es sogleich wieder zu füllen. Und ist etwa ein würdiger Amtsbruder unter der Gesellschaft, — wehe ihm, wenn er nicht aufpasst! ohne wohlkonditionierten Zopf kommt er nicht davon, was einen Hauptspass für Jeremias abgibt. Jetzt ruft die Frau Pfarrerin zu Tische. Wir werden splendid bewirtet und die geistreiche und gebildete Frau wetteifert mit ihrem Mann, uns aufs angenehmste zu unterhalten. Hie und da wirft Jeremias einen derben Brocken, wie wir deren zum öftern in seinen Schriften finden, so einen Witz, der mehr nach dem Kuhstall als nach kölnischem Wasser duftet, ins Gespräch, wofür ihm dann die Frau Pfarrerin errötend einen sanften Verweis erteilt.

Den Kaffee nehmen wir an einem schattigen Plätzchen im Freien, und wie mit den besten Weinen ist Jeremias auch mit den feinsten Zigaretten versehen. Unvermerkt wird es Abend. Da kommt vom Nachbarhaus herüber im langsamen Holzbodenschritt, die kurze Ulmerpfeife

im Mund und die Hände in den Hosentaschen, ein alter Bauer daher. „Guten Abend, Rain-Uli!“ grüsst der Pfarrer. „Setzt euch ein wenig zu uns her.“ Rain-Uli<sup>5)</sup> ist eine unerschöpfliche Fundgrube für unsern Jeremias; er sieht in jedes Haus hinein und ist die lebendige chronique scandaleuse der ganzen Umgebung. „Wisst ihr was neues, Rain-Uli?“ — „Nüt bsungerbars, Herr Pfarrer“. — „So lasst euch eins einschenken, Rain-Uli“. Beim ersten Glase bleibt es nicht, denn der Alte weiss des Pfarrers Keller zu würdigen. Da beginnt Rain-Uli nach und nach aufzutauen, seine schlauen Aeuglein fangen an zu glänzen, um seinen Mund bildet sich eine sarkastische Falte, und nun gibt er, sich leise an den Pfarrer wendend, ein pikantes Geschichtchen nach dem andern zum besten, die Jeremias in seine reine Vorratskammer sorglich verschliesst, um sie zu gelegener Zeit und am rechten Ort zum Frommen und Vergnügen seiner Leser zu verwenden. So gehts im Pfarrhaus zu Lützelflüh oft wochenlang Tag für Tag. Die liberalste Gastfreundschaft ist dort zu Hause. Jeremias arbeitet deshalb nicht desto minder, wie die rasche Aufeinanderfolge seiner Schriften beweist. Er benützt hiezu den frühen Morgen, um dann den Rest des Tages seinen zahlreichen Gästen und Besuchern widmen zu können.“

Julius Springer in Berlin, Gotthelfs Verleger, machte seinen Schweizer Autor auf diesen Artikel im „Morgenblatt“ aufmerksam. Gotthelf war ob dem Artikel nicht sehr erbaut, besonders da an eine Schwäche gerührt wurde, die in den radikalen Blättern der Zeit immer wieder aufgebauscht wurde. Springer suchte Gotthelf zu begütigen, dem Artikel die Spitze zu brechen. Am 22. Juni und wiederum am 20. August 1851 schreibt Springer über diese Angelegenheit nach Lützelflüh<sup>6)</sup>: „.... Sie sind über den Artikel im „Morgenblatt“ betreffend das Leben im Pfarrhaus zu Lützelflüh sehr böse .... Sie wissen vielleicht, dass er von einem Ihrer Gegner ist und sehen darum in jeder Zeile einen Angriff. Aber ist denn das so etwas Böses, wenn man erfährt, dass es im Lützelflüber Pfarrhaus einen guten Tisch und Keller gibt? Die Welt weiss doch, dass Sie gut hauszuhalten verstehen und nimmt es gar nicht übel, dass Sie auch äusserlich ein gastfreies und anständiges Leben führen ...“

<sup>5)</sup> Mit „Rain-Uli“ ist wohl Grossrat Ulrich Geissbühler in Lützelflüh, eine sehr achtbare Persönlichkeit, gemeint. Geissbühler war ein Vertrauter Gotthelfs, der den Dichter viel beraten und dessen Manuskripte eingesehen hat.

<sup>6)</sup> Diese Briefe befinden sich im Gotthelf-Archiv der Stadt- und Hochschulbibliothek (Bern) und durften für diesen Aufsatz durch freundliches Entgegenkommen von Herrn Dr. Hans Bloesch eingesehen werden.

Nicht so ruhig dachte Gotthelf über die Korrespondenz. Kaum hatte er sie zu Gesicht erhalten, als er schon an Hartmann schreibt:

Lützelflüh den 13. July 1851.  
Geehrter Herr!

Ich glaube, das Recht in Anspruch nehmen zu können, meine Gäste über Alles, was sie von meinem Hause berichten, zu Rede zu stellen, so wie ich Ihnen ganz gerne das volle Recht zugestehé nach Ihrem Gewissen und Ihrer Discretion zu gebrauchen oder zu missbrauchen, was Ihre Gäste in Ihrem Hause erzählen.

In Betreff Ihres Briefes muss ich Ihnen jedoch mein Bedauern äussern, dass Ihnen das Gefühl abzugehen scheint für das, was andere beleidigen muss. Dies ist übrigens ein Mangel, der bei vielen Individuen, welche zu den niedrigsten und höhern Ständen gehören oder sich dazu zählen, sich findet.

Dass mein Haus und mein Leben der öffentlichen Besprechung unterliegt, weiss ich; deswegen habe ich weder Ursache das Haus zu verschliessen, noch meine Lebweise zu ändern; aber erlaubt wird mir sein zu urteilen, ob diese Besprechung eine wohlwollende oder eine hämisch schierende sei.

Ich gestehe aufrichtig weit davon entfernt gewesen zu sein den Artikel im Morgenblatt einem Berner<sup>7)</sup> zuzuschreiben. Daran hatte ich nicht gedacht, dass ein Berner als eigene Anschauung darstellen würde, was er andern abgelauscht und nur willkürlich verbrämt, den Unterschied zwischen Morgenblatt und Postheiri<sup>8)</sup> zu machen, nicht fähig sei.

Ich dachte an einen fremden .....<sup>9)</sup>, der versuchen muss ums tägliche Brot pikant zu schreiben.

Tit. ergebenst

*Alb. Bitzius.*

---

<sup>7)</sup> Alfred Hartmann war Burger von Bern, wo sich seine Familie, aus dem bernischen Seeland stammend, schon 1630 eingeburgert hatte. Erst 1855 wurde er auch Bürger von Solothurn. Das Kantonsbürgerrecht wurde ihm durch Kantonsrats-Beschluss geschenkt. Siehe auch die Biographie Alfred Hartmanns aus der geistsprühenden Feder von Prof. Walther von Arx (Solothurn 1902).

<sup>8)</sup> Anspielung auf das von Hartmann redigierte, damals stark verbreitete Witzblatt „Illustrierte Blätter für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl“, das unter dem Titel „Der Postheiri“ herauskam.

<sup>9)</sup> Lies: „fremden Fötzeli“. So titulierte Gotthelf die ihm verhassten Vertreter des „Zeitgeistes“, insbesondere die radikal-kommunistischen Ausländer, die in der Schweiz ein Asyl fanden und im Volk für ihre Ideen warben.

Alfred Hartmann erwiderte alsobald. Das Konzept dieses Antwort-schreibens ist erhalten geblieben.

Solothurn den 18. Julj 1851.

Tit.

Dass ich Ihren beleidigenden Brief nicht in ähnlichem Stil beantwortete, wozu mich im ersten Augenblick einiges Gelüste angewandelt hat, rechne ich mir zu etwelchem Verdienste an. Bei kühlem Blute denselben noch einmal überlesend, kann ich jedoch nicht umhin, einige ehrverletzende Zulagen in einer Form von mir abzulehnen, die Männern, die sich zu den gebildeten zählen wollen, geziemt.

Was erstens den Mangel an Gefühl betrifft, für das was andere beleidigen muss, so muss ich Ihnen bemerken, dass mir freilich nicht unbekannt war, wie gewisse Naturen nur reinen, unvermischten Weihrauch vertragen können. Mein Irrtum bestand bloss darin, einen sonst hochgeschätzten Mann solcher Empfindlichkeit unfähig zu halten. Nicht minder muss ich gegen die Zulagen protestieren, dass meine Absicht bei der Entwerfung des fraglichen Bildchens eine „hämisch schielende“ gewesen sei. Ich wüsste nicht warum. Weihrauch streuen ist dagegen, wie gesagt, nicht meine Liebhaberei. Dass ich, was ich andern abgelauscht, als eigene Anschauung ausgegeben hätte, muss ich förmlich und feierlich in Abrede stellen.

Den Unterschied zwischen Morgenblatt und Postheiri zu machen, glaube ich mich einigermassen fähig zu fühlen. Solche Art öffentlicher Besprechung, wie Sie sie zu lieben scheinen, dürfen Sie nicht im Morgenblatt, sondern im Intelligenzblättchen<sup>10)</sup> suchen.

Ums tägliche Brot schreiben zu wollen, fällt mir nicht ein; ich muss dies Leuten überlassen, die das Schriftstellern handwerksmässiger betreiben als ich, und nicht nur schreiben, wenn sich ihnen Stoff und Stimmung darbieten, sondern so wie der Müller mahlt, wobei sie dann oft bogenlang nicht einmal versuchen, pikant zu sein. Ich begreife freilich, dass Ihnen zu allererst ein strenges Urteil über solches um Geld Schriftstellern ansteht, da es Ihnen als Inhaber einer abträglichen Pfründe schwerlich je eingefallen ist, Ihr Schriftstellertalent zum Geldmachen zu missbrauchen.

Mit Stolz bin ich mir bewusst, meinem Namen als Berner bis jetzt noch niemals Schande gemacht zu haben.

---

<sup>10)</sup> Intelligenz-Blatt der Stadt Bern, Organ der damaligen Konservativen.

So viel zur Abwehr. Sollte ich in diesen Zeilen bitterer geworden sein, als mein Vorsatz war, so verweise ich Sie auf das Sprichwort: wie man in den Wald schreit, so schreit es wieder heraus.

Tit. ergebenst

*Alfred Hartmann.*

Gotthelf antwortete darauf:

Lützelflüh den 23. July 1851.

Ihren Brief vom 18. dies übergehe ich.

Wo man nicht begreift, was hämisch ist, den Unterschied zwischen der Recension eines Buches, welches man gelesen und der Schilderung einer Häuslichkeit, die man nicht gesehen hat, nicht machen kann, sind Erörterungen überflüssig.

Ich erlaube mir nur zu bemerken, dass die vorliegende Geschichte nichts anderes ist als eine ganz gemeine Klapperei, wie sie täglich in jedem Dorfe, wo Weiber sind, vorkommen. Ein Weib erzählt auf seine Weise, was es in einem Hause gesehen und gehört mit dem Verbot, es nicht weiter zu sagen. Das andere Weib erzählt nach seinem animus und seinem Gedächtnis auf dem Markte wieder, was es im Vertrauen vernommen. Solche Klappereien zu rügen gehört zum Hausrecht, welches jeder in Anspruch nimmt, habe er Weihrauch genossen oder nicht. Die vorliegende Klapperei hat bloss das Seltsame, dass nicht sie, sondern die Rüge Tadel verdienen soll. Nun es gibt eben Leute, welche, was sie oder was andere machen, immer umgekehrt ansehen, und wer nicht begreift was hämisch ist oder hämisch klingt, dem sind richtige Begriffe überhaupt, namentlich über Rechte und Pflichten, nicht zuzumuten.

Tit. Der Ihrige

*Alb. Bitzius.*

Dieser gehässige Briefwechsel fand in den Jahren 1851 und 1852 seine Fortsetzung in der Presse, nämlich im „Postheiri“, einem in Solothurn erscheinenden Witzblatt einerseits, dessen Mitredaktor Alfred Hartmann war, und im „Oberländer Anzeiger“ anderseits, dem Gott helf nahestand. Form und Inhalt lassen bestimmt vermuten, dass die beiden zu Gegnern Gewordenen auch dort selber die Feder führten. Dass dadurch die Kluft nicht kleiner wurde, ist begreiflich. Wir bedauern heute sehr, dass durch den ungefreuten Briefwechsel und die

daran sich anschliessende Presspolemik das einst schöne Freundschaftsband zwischen Lützelflüh und Solothurn endgültig zerrissen wurde, was wohl auch die Beteiligten selber schmerzlich empfunden haben mochten.

Die Polemik zeigt uns einmal mehr Gotthelfs lebhafte, leicht aufbrausende und empfindliche Natur. Wenn man sich aber sein fabelhaft fruchtbare Geistesschaffen vergegenwärtigt und wenn man weiss, wie der aufreibende tägliche Kampf für seine Weltanschauung, der ihm von einer höhern Macht verordnet war, an seine Kräfte und Nerven grösste Anforderungen stellte (Gotthelfs Leben ist wahrlich alles andere als ein Idyll gewesen), dann wird man ihm sicher seine Gereiztheit zu gute halten müssen. Anderseits zweifeln wir nicht im geringsten, dass Hartmanns Bekenntnis, „Gotthelf sonst hochgeschätzt zu haben“, ganz aufrichtig gemeint war. Unsere Verehrung für Alfred Hartmann wird nicht berührt, wenn wir glauben sagen zu müssen, dass Hartmann (wie seine Zeitgenossen fast ausnahmslos) die Einmaligkeit und die Grösse Gotthelfs nicht genügend erkannt hat. Gotthelf, „der ein Jahrtausend verkörpert“ (Walter Muschg), wird wohl erst von den kommenden Geschlechtern voll erfasst werden können. Unsere Generation ist noch zu sehr von der engen Auffassung befangen, in Gotthelf den Volksschriftsteller verehren zu müssen. Gotthelf ist viel mehr. Er wird den kommenden Geschlechtern eine Kraft und eine Weltanschauung werden. Dies fängt unsere Zeit in ihrem heilosen Chaos und in ihrer Zerfahrenheit erst zu ahnen an.

Werner E. Aeberhardt.

Es darf noch auf eine eben erschienene Schrift (mit 16 Bildern) verwiesen werden: Hundert Jahre Illustrationen zu Gotthelf und Gotthelfbilder, von Werner E. Aeberhardt. Verlag Paul Haupt, Bern. Bibliothek der Schweizer Bibliophilen, herausgegeben von der Schweizer Bibliophilen Gesellschaft. Serie II, Heft 11. In dieser werden weitere Beziehungen zwischen Gotthelf und Solothurn (Hartmann, Disteli, Dietler u. a.) berührt.

## Wie man um 1500 nach Mariastein wallfahrte.

Unter den Kundschaften des Schultheissengerichts der mehrern Stadt Basel (Staatsarchiv, Gerichtsarchiv D 17, fol. 87) findet sich eine Zeugenaussage, in der eine Wallfahrt nach Mariastein im Jahre 1499 geschildert ist. (Der Verfasser verdankt den Hinweis Herrn Privatdozent Dr. H. G. Wackernagel). So unbedeutend die Erzählung an und für sich scheint, so vermag sie dennoch zu zeigen, dass das Heiligtum im Stein schon im 15. Jahrhundert in Basel sehr bekannt war. Kulturschichtlich nicht uninteressant ist auch die Art und Weise der damaligen Wallfahrten.

„Ruprecht Winter, der koufmann hat gesagt by dem eidt, so er an das gericht gesworen hat, es hab sich begeben, daz er und sin husfrow, och sin tochter miteinander jn den Stein zu unser Frowen hetten wollen. Da haben sy Katherin Werdenbergs tochter uff ir bitt, och daz